

*- Es gilt das gesprochene Wort -*

**Feierstunde zum 2. Nationalen Veteranentag Rede der Landtagspräsidentin  
Prof. Dr. Ulrike Liedtke, Landtag Brandenburg am 12. Juni 2026**

Sehr geehrte Mitglieder des Landtages, Frau Vizepräsidentin Dr. Gruhn, Frau Meyer, Herr Adler, Herr Bretz, Herr Brüning, Herr Peschel, sehr geehrter Herr Oberst-Arzt Professor Dr. Zimmermann, sehr geehrter Frau Professorin Lammer, sehr geehrter Herr Generaloberstabsarzt Dr. Baumgärtner, Herr Dr. Warburg, Herr Oberst Scholtka, Herr René Giesen,

sehr geehrte Vertreterinnen und Vertreter der Bundeswehr, der Kirchen, der Landkreise, Kommunen, Verbände und Institutionen, liebe Elke Krüger, liebe Veteraninnen und Veteranen, liebe Soldatinnen und Soldaten, liebe Angehörige, Familien und Freunde, meine sehr geehrten Damen und Herren!

Vor einem Jahr trafen wir uns im Landtag Brandenburg zum 1. Nationalen Veteranentag. Wir waren uns einig: Dieser Tag ist besonders, er würdigt, er erinnert und er ist notwendig. Frauen und Männer, die in der Bundeswehr Dienst leisten oder geleistet haben, verdienen Sichtbarkeit, Anerkennung und Unterstützung.

Das gilt für aktive Soldatinnen und Soldaten, für Reservistinnen und Reservisten, für ehemalige Bundeswehrangehörige, und es gilt für jene, die aus diesem Dienst Belastungen mitgebracht haben, über die sie lange nicht sprechen konnten oder nicht sprechen wollten.

Der Veteranentag ist deshalb mehr als ein Tag des Dankes. Dank ist wichtig. Aber Dank allein genügt nicht. Wenn wir an diesem Tag von Wertschätzung sprechen, müssen wir auch von Verantwortung sprechen, von gesellschaftlicher Verantwortung, also von der Verantwortung eines jeden Einzelnen und einer jeden Einzelnen von uns.

Wenn wir vom Dienst sprechen, müssen wir auch von den Folgen dieses Dienstes sprechen.

Wenn wir vom Einsatz sprechen, dürfen wir nicht so tun, als ende er schon mit der Rückkehr nach Hause.

Der diesjährige Veteranentag im Landtag Brandenburg widmet sich deshalb einem Thema, das schwerfällt: einsatzbedingte posttraumatische Belastungsstörungen bei Bundeswehrangehörigen. „Wenn der Einsatz nicht endet“. Es gab einen Auftrag, einen festgelegten Zeitraum, die Rückkehr in die Kaserne, das Ablegen der Uniform, die Heimreise zur Familie und dann kommt der Alltag. Aber nicht jeder Mensch kehrt so zurück, wie er gegangen ist. Manche Erfahrungen lassen sich nicht an der Wohnungstür ablegen. Bilder, Geräusche, Gerüche bleiben, manche Sekunden der Entscheidung, Erschrecken. Der Einsatz endete auf dem Papier. Im Kopf, im Körper, in der Seele endet er nicht planmäßig.

Posttraumatische Belastungsstörungen sind keine Schwäche. Sie sind keine mangelnde Disziplin, keine persönliche Niederlage. Sie sind eine Verwundung. Und wie jede Verwundung brauchen sie Aufmerksamkeit, Behandlung, Geduld, Fachlichkeit und ein Umfeld, das nicht wegschaut. Und sie brauchen Zeit.

Im Mittelpunkt des diesjährigen Veteranentages stehen deshalb Soldatinnen und Soldaten, für die wir als Gesellschaft besonders zu sorgen haben.

Meine Damen und Herren,

Ohne Krieg gäbe es keine Veteranen. Dieser Satz klingt einfach. Aber er führt uns an den Anfang aller Fragen, die uns heute beschäftigen. Würde Frieden herrschen, erübrigten sich Auslandseinsätze. Würde das Recht überall gelten, müssten Soldatinnen und Soldaten nicht in Krisengebiete entsandt werden.

Würden Konflikte rechtzeitig durch Verhandlungen, Diplomatie und internationale Ordnung gelöst, müssten keine Menschen unter Einsatz ihres Lebens kämpfen, wo staatliche Ordnung zerfallen ist, wo Gewalt herrscht, wo Terror, Bürgerkrieg oder Angriffskrieg das Leben bestimmen. Aber die Welt ist nicht so.

Kriege lassen sich nicht immer stoppen. Manchmal gehen sie einfach weiter, trotz Appellen, trotz Sanktionen, Verhandlungen, trotz menschlicher Erschöpfung und Sehnsucht nach Frieden. Der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine zeigt uns

das jeden Tag. Er zerstört Leben, Familien, Städte, Landschaften, Vertrauen. Er zerstört auch Menschheitsgeschichte.

Kirchen werden beschädigt, Museen, Theater, Bibliotheken, historische Gebäude, Erinnerungsorte. Die UNESCO hat bis Ende Mai 2026 mehr als 500 beschädigte Kulturstätten in der Ukraine verifiziert. Krieg greift an, was Menschen verbindet, was ihnen Herkunft und Zukunft gibt.

Gerade deshalb stehen wir in einem Dilemma, das sich nicht mit einfachen Sätzen auflösen lässt. Frieden ist unser Ziel. Freiheit bleibt unser Auftrag. Wenn ein Krieg beginnt, ist das Dilemma schon eingetreten. Kindern bringen wir bei, dass Gewalt keinen Streit schlichten kann. Aber Pazifismus muss man sich leisten können. Genau das können wir Kindern nicht erklären und schon gar nicht den Kindern der Soldatinnen und Soldaten.

Meine Damen und Herren,

die Bundeswehr ist eine Parlamentsarmee. Auslandseinsätze beruhen auf demokratischen Entscheidungen. Daraus folgt eine klare Verpflichtung: Wenn der Staat Soldatinnen und Soldaten in Einsätze schickt, trägt er Verantwortung über den Einsatz hinaus. Diese Verantwortung endet nicht mit dem Rückflug aus einem Krisengebiet. Sie endet nicht mit der Entlassung aus dem Dienst.

Sie endet nicht, wenn eine Akte geschlossen wird. Sie endet auch nicht, wenn eine seelische Verwundung erst Jahre später sichtbar wird. Es gibt die unsichtbaren Verwundungen, kein Verband, keine Prothese, keine Narbe. Vielleicht Rückzug oder Reizbarkeit, was viele Gründe haben kann. Die Schlaflosigkeit, die Angst, das Verstummen, die Überforderung sind unsichtbar, erst recht dann, wenn die Betroffenen gelernt haben, zu funktionieren.

Seit 1990 haben mehr als eine halbe Million Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr an Auslandseinsätzen teilgenommen. Das sind militärische Operationen, Soldatinnen und Soldaten sind in Krisenregionen oder für Partnerstaaten als Ausbilder, Berater und Unterstützer tätig. Sie vermitteln Fähigkeiten, die in Konflikten über Leben und Tod entscheiden können. Wer Menschen ausbildet, die kurz darauf in den Krieg gehen, begegnet in ihren Gesichtern dem Krieg. Berichte von Verwundung, Verlust und Zerstörung haben mit Menschen zu tun, die man kennt, von denen man eine Nachricht empfangen

möchte, dass es ihnen gut geht. Freundschaften entstehen gerade in gefährlicher Situation.

„Veterans, Family and Friends“ ist das Motto des diesjährigen Veteranentages. Damit rückt etwas in den Mittelpunkt, was in der öffentlichen Wahrnehmung noch immer zu selten bedacht wird: Ein Einsatz betrifft nie nur die Person, die in den Einsatz geht.

Der Einsatz betrifft die Partnerin, die Monate allein den Familienbetrieb organisiert. Er betrifft den Partner, der nicht weiß, mit welchen Bildern die geliebte Frau zurückkehren wird. Er betrifft Kinder, die Geburtstage, Einschulungen, Schulaufführungen oder einfach Tage mit Sehnsucht erleben. Er betrifft Eltern, die um erwachsene Kinder bangen. Er betrifft Freundinnen und Freunde, die nach der Rückkehr Nähe anbieten und doch nicht immer wissen, wie sie sich verhalten, wie sie helfen können.

Und wenn aus einer Einsatzbelastung eine posttraumatische Belastungsstörung wird, tragen Angehörige oft die erste und schwerste Last. Sie bemerken, dass sich etwas verändert hat und versuchen zu verstehen, was kaum erzählbar ist. Sie halten aus, was sie nicht verursacht haben. Sie suchen Hilfe und wissen nicht, wo.

Deshalb müssen wir heute auch nach den Anlaufstellen für Hilfe fragen. Reichen sie aus? Sind sie bekannt genug? Sind sie niedrigschwellig genug? Erreichen sie auch diejenigen, die längst aus dem aktiven Dienst ausgeschieden sind? Erreichen sie Reservistinnen und Reservisten? Erreichen sie Familien, die nicht wissen, ob sie überhaupt gemeint sind? Erreichen sie Kinder, die mitleiden?

Eine Anlaufstelle erfüllt ihren Zweck erst, wenn Menschen sich trauen, sie zu nutzen.

Darum brauchen wir mehr Sichtbarkeit. Wir brauchen dauerhafte Gesprächspartner auf Augenhöhe, Angebote für Betroffene und Angehörige. Wir brauchen eine Kultur, in der der Satz „Ich brauche Unterstützung“ nicht als Makel gilt, sondern als Beginn von Heilung.

Und – wie kann es sein, dass ein Soldat oder eine Soldatin mit posttraumatischer Belastungsstörung nach einem militärischen Einsatz beim Arzt neben mir auf einem Stuhl sitzt und auf den Namensaufruf wartet wie ich, die ich doch nur wegen eines Hustens beim Arzt bin! Ist das unsere Unterstützung, unsere Achtung, unser Dank?

Unsere Freude, dass dieser Einsatz für den Betroffenen gut ausging – er oder sie lebt.

Meine Damen und Herren,

nur wenige Kilometer von hier liegt der Wald der Erinnerung. Gemalte Kinderbilder für den Papa, Herzen, Briefe, der Abdruck einer Kinderhand, ein QR-Code. Nicht 80 Jahre alt wie die Erinnerungen an den 2. Weltkrieg, sondern drei oder fünf Jahre alt oder von gestern. Ein Ort der Tränen. Und ein Ort der Hoffnung, weil es diese Kinder gibt.

Dort finden sich Ehrenhaine aus Einsatzgebieten, Afghanistan, Masar-i Scharif, Kabul, OP North. Orte, die für viele Menschen in Deutschland weit entfernt klingen, für Angehörige aber unauslöschlich mit einem Namen verbunden sind. Hier trauern Familien, deren Leben an einem Tag, in einer Minute, für immer verändert wurde. Der Wald der Erinnerung zeigt, was der Dienst in Uniform bedeuten kann. Gedenkstelen verbinden die Namen Gefallener mit einem Kreuz, einem Halbmond, amerikanische, französische, arabische und deutsche Namen nebeneinander. NATO-Einsätze, nicht der Einsatz nur Deutscher.

Dieser Ort verpflichtet uns zum Gedenken an die Toten. Er verpflichtet uns aber auch zur Fürsorge für die Lebenden, die Angehörigen und Kinder.

Meine Damen und Herren,

wir kommen heute nicht zusammen, um fertige Antworten zu verkünden. Wir kommen zusammen, um Verantwortung sichtbar zu machen.

Wir werden den Fachvortrag von Oberst-Arzt Professor Dr. Peter Zimmermann hören. Wir werden im Podium über posttraumatische Belastungsstörungen sprechen, über die Verantwortung des Dienstherrn, über Seelsorge, Härtefälle, über sozialwissenschaftliche Perspektiven, über das Landeskommando Brandenburg, über Familien und über uns alle, die Gesellschaft.

Ich wünsche mir, dass wir dabei offen sprechen: über das, was gelingt, und über das, was fehlt; über vorhandene Hilfen und über Defizite; über Scham und

Sprachlosigkeit; über den Mut, Hilfe anzunehmen; über die Pflicht, Hilfe erreichbar zu machen.

Der Veteranentag darf kein jährliches Ritual sein. Er muss Teil einer Veteranenkultur werden, die in der Mitte der Gesellschaft entsteht: demokratisch, reflektiert, friedensorientiert, historisch klar und menschlich zugewandt.

Er ist ein Tag der Verantwortung. Ein Tag der Friedensstifter, so verstehe ich ihn. Ein Tag für Menschen, die in Einsätzen für Sicherheit, Stabilität, Schutz und internationale Ordnung gedient haben. Ein Tag, der uns daran erinnert, dass Frieden kein Zustand ist, den man einmal erreicht und dann besitzt. Frieden braucht Menschen, die ihn sichern, verteidigen, verhandeln, bewahren und immer wieder neu begründen. Soldatinnen und Soldaten schätzen jeden Tag in Frieden weit höher als wir Zivilisten, die wir unserem gewohnten Leben nachgehen.

Heute sagen wir Danke. Wir danken den Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr, den Veteraninnen und Veteranen, den Reservistinnen und Reservisten, den Familien, Freundinnen und Freunden.

Und wir sagen als Parlament: Wer im Auftrag unseres demokratischen Staates dient, darf mit den Folgen dieses Dienstes nicht allein bleiben.

Ich möchte allen herzlich danken, die mir ihre und die Geschichten ihrer Familien erzählten. Ich danke für dieses Vertrauen und es ist mir ein Anliegen, den Veteranentag nicht nur feierlich zu begehen, sondern etwas für Veteranen und Veteraninnen zu bewirken. Es freut mich sehr, in Ihnen heute Verbündete zu finden.

Ich danke Ihnen.